



Ein galanter Führer.

„... Nun, wenn wir oben ankommen, sieht man da 'was Hübsches?'
„Sonst net — heut' schon!“



Der Zeigefinger.

Lehrer: „Der zweite Finger ist der Zeigefinger, weil man mit ihm zeigt oder weist. — Michel, zeige einmal mit dem Finger auf das Fenster!“
Michel: „Dort — ist 's Fenster, Herr Lehrer!“

— Vernichtende Kritik. Dichter Reimlich: Interessieren Sie sich auch für Lyrik, mein Fräulein? Junge Dame: O ja, ich habe Goethe im Kopf und Schiller im Herzen! Dichter: Da haben Sie also für meine Gedichte kein Plätzchen mehr übrig? Dame: Doch, die habe ich im Magen!



Provisorisch.

Wauer (der sich nach der Kauferei ein Ohr annähen läßt): „Na, so fest brauchen Sie's heute gar nicht anzunehmen, Herr Doktor, morgen ist ja auch noch Kirchweih!“

— Rentabel. „Ich habe jetzt in meinem Lokal einen Klavierautomaten aufgestellt — der bringt mir ein tolles Geld ein!... Das Klavier spielt nämlich ununterbrochen den ganzen Tag; — wieviel man aber einen Behälter in den Automaten, dann hört's 5 Minuten auf!“

— Fangball. „Mensch, wie sehen Sie gebault aus; was ist Ihnen eigentlich passiert?“ Schneider: Ja, wissen Sie, ich war heute bei zwei Schulbänken, die sich gerade gegenüber rohren. . . und die haben mich eine halbe Stunde lang immer gegenseitig einer dem anderen in die Bude geschmissen!



Definition.

Dieb (dem eine gestohlene Brieftasche von Kindern zurückgebracht wurde): „Es ist halt doch schön, daß es noch ehrliche Leute gibt!“

— Verpöcht. „Was muß ich hören — Du fängst gänzlich auf dem Trocknen, trotzdem Du erst vor einem halben Jahr geheiratet hast? Hat denn Dein Schwiegerpapa nichts in die Ehe hinein gepulvert?“ — „Das wohl, aber alles Pulverpulver gewesen für meine Frau.“

— Kleine Richte: „Tante, was versteht man eigentlich unter den Fritterwogen?“ Tante: „Das ist die Zeit gleich nach der Hochzeit, in der man eigentlich noch nicht an die Scheidung denken sollte.“

— Gemüths Mensch. „Was schleppe Sie denn da? Zwei Melonen?“ — „Ja, meine Schwiegermutter sagte: Für eine Melone läßt sie ihr heißes Leben, und da habe ich gleich zwei gekauft.“

— Unjenseitiger. Die kleine Ella: Olga, ich weiß es, die Tante Marie wird dich zu Deinem Namenstag mit einem schönen großen Photographie-Album überfallen. Olga: Das finde ich sehr passend. Die Tante Marie: Was haben Herrrentanntschaften das'ich ja!

Der Handkuß.

Eine Plauderei von Eugen Reichel.

Vor einiger Zeit ging eine Mittheilung durch die Zeitung, nach der ein deutscher Frauenarzt die Gefährlichkeit des Handkußes erwiesen haben wollte. Den Lippenkuß hatte man ja schon längst als einen ganz besonders böserartigen Feind der Menschheit in Verberuf gebracht, ohne ihn jedoch aus der Welt schaffen zu können, da es nun mal auch heute noch viele Menschen gibt, die Küsse geben und empfangen und sich dabei sehr glücklich fühlen sollen. Das aber gelehrte oder wissenschaftliche Ansehen dem Lippenkuß nicht gebracht, so wird trotzdem auch der Handkuß, trotz frauenärztlichen Verurtheilung, nach wie vor eine theils pietätvolle, theils galante Gewohnheit bleiben, und nur ganz besonders freigeizige, den Grazien abgeneigte Vertreter männlichen Trostes und Stolz werden nach wie vor eitel darauf sein, niemals eine fremde Hand, und wär's der anmuthigsten eine-gewesen, mit den spitzen Manneslippen berührt zu haben. Der Handkuß wird nämlich schon aus dem Grunde nicht ohne Weiteres aus der Welt zu schaffen sein, weil er eine uralte und höchst ehrwürdige Vergangenheit hat. Denn man glaube nur nicht, daß er eine Erfindung beliebiger Dummlinge oder gar (wie man sich hier und da auf teutonischer Erde einbildet) von flugherigen, weißbärtigen Salonparisern der Fotografie in die Welt gebracht worden ist. „O bitte, ganz im Gegenteil!“ — wie jener allzeit höfliche Dresdener zu sagen pflegt, wenn man ihm auf die Hüneraugen trat und allen Vermuthen nach empfindliche Schmerzen verursachte. Der Salonhandkuß ist vielmehr erst eine moderne Veredelung des heiligen Brauches, den die alten Völker kennen.

Schon bei den ältesten Völkern Afriens, Europas und Afrikas — wahrscheinlich auch bei denen Amerikas und Australiens — war der Handkuß eine der ehrwürdigsten religiösen Handlungen. Nun konnte man freilich den Göttern und Götzen nicht die Hände küssen, weil sie theils unsichtbar, theils unnahbar waren; aber man wußte sich zu helfen, man küßte sich selbst die Hand und erhob diesen Handkuß zum heiligen Symbol. So führte man die Hand zum Munde, wenn man die Sonne, den Mond und die Sterne verehrte; und selbst die alten Germanen sollten ihren Göttern bei besonders feierlichen Gelegenheiten Handküssen gespendet haben. Der Kelch zu Babel wurde ebenfalls mit Handküssen veredelt; und nur bei den Juden scheint die Sitte nicht allgemein gewesen zu sein. Im 1. Buch der Könige wird wenigstens das nicht taufenen Juben, die dem Baal nicht das Knie gebugt und seine Hand nicht geküßt haben, der Hohn des Herrn erspart; und das fragt in seiner Verzeihung, ob sich sein Herr nicht jemals heimlich werden lassen, daß seine Hand seinen Mund küßte“, d. h. daß ich von Gott abgelenkt und einem bösen Verberuf weise.

Wenn man dem Moloch Kinder opferte, so begleitete man diese „heilige“ Handlung mit Handküssen; und bei den alten Griechen hand der Handkuß so hoch in Geltung, daß die Arnen, die den Göttern keine wirklichen Opfer darbringen konnten, sich auch mit dem Handkuß allein bei den Göttern beliebt machen durften. Noch zur Zeit des Demosthenes scheint diese Sitte bestanden zu haben; denn Luktian erzählt, daß, als der große Redner den Solbaten des Antipater in die Hände gefallen war und von ihnen die Erlaubnis erbeten hatte, einen Tempel zu betreten, beim Hineingehen die Hand zum Munde geführt habe, was von den Soldaten für ein Zeichen der Frömmigkeit gehalten werden sollte und auch dafür gehalten wurde, während Demosthenes nur ein in der Hand verborgenes gehaltenes Gift in sich genommen hatte.

Von den Griechen, bei denen vor Allem die Sonnenverehrung an den Handkuß geknüpft war, kam der Brauch zu den Römern. Plinius rechnete ihn zu den alten Gewohnheiten des römischen Gottesdienstes, deren Ursprung und Ursachen er nicht angeben wußte, und Apulejus stellt einen gewissen Aemilius einen Gottesleugner, weil er, so oft er an einem Tempel vorbeiging, pietätloserweise unterließ, die Hand zu küssen und so dem betreffenden Gotte die schuldtige Verehrung zu bezeigen. Venus und Psyche wurden verehrt, indem man sich die rechte Hand küßte und den Zeigefinger der linken Hand auf den erhobenen Daumen der rechten legte — ein Kunststück, das übrigens nicht leicht gewesen sein kann und deshalb eben nur den ganz übermenschlichen Damen zu Ehren ausgeführt wurde.

Nach auf einem alten Schmiedewerk der Frauencirke zu Rassel soll um 1600 eine weibliche Gestalt zu sehen gewesen sein, die vor dem Munde eines Götzen die Hand zum Munde führte. Das Christenthum aber wandelte den alten Brauch infoweit um, als nunmehr der Handkuß den Priestern gegeben werden mußte. Der Handkuß hat nun einmal bei den Geiden das Symbol der höchsten religiösen Verehrung gewesen; man durfte ihn also nicht ohne Weiteres außer Brauch bringen. So wurden die feierlichsten Vorgänge des Gottesdienstes dadurch ehrwürdig gemacht, daß die Bischöfe und höheren Priester sich von den niederen Geistli-

chen die Hände küssen ließen; zur Zeit des nicäischen Konzils galt dieser Brauch bereits für sehr alt. In der katholischen Kirche ist der Handkuß noch heute ein Motiv des Gottesdienstes, und nur die protestantische Kirche hat ihn ein für allemal ausgegeben.

Neben dieser religiösen Bedeutung hat der Handkuß zu allen Zeiten aber auch noch eine weltliche gehabt; und natürlich sollte durch ihn ebenfalls Verehrung zum Ausdruck gebracht werden. Schon bei Homer sehen wir Priamus dem Achilles die Hände küssen, als er ihn um den Leichnam Hektors bittet. Im alten Italien, zumal in Rom, aber war diese Höflichkeitsform ganz gebräuchlich. Zwar gaben sich in den Zeiten der Republik freie Personen nur einfach die Hand; aber jeder Anreißer mußte dem Freien im gegebenen Falle die Hand küssen. Auch die Soldaten küßten ihrem General die Hand, und als Cato das Commando niederlegen mußte, gingen alle seine Krieger auf ihn zu, um ihm verehrungsoll die Hand zu küssen, eine Ehre, die in den letzten Jahren der Republik die Soldaten ihrem Oberen nur noch in Ausnahmefällen zu erweisen pflegten.

Als die Tribunen, Consuln und Diktatoren auf der Höhe ihrer Macht und Beliebtheit standen, bielten einfache Römer es für eine hohe Ehre, ihnen die Hand küssen zu dürfen; sie nannten diese freiwilligen Demüthigungen accedere ad manum — in späteren Jahren nannte man es: „Zum Handkuße zugelassen werden.“ Zur Zeit der Kaiser wurde dieser Brauch eine Pflicht, der sich alle, die den hohen Herren nahen, unterziehen mußten, niedrige Personen durften sogar nur knechend das Kleid des Kaisers mit der Hand berühren, die sie dann an ihre Lippen drückten. Als der Kaiser in Rom an seiner Höhe stand, wurde auch dieses nur noch den höchsten Staatsbeamten vergönnt, das andere Geschlecht durfte nur von Weitem die Gehebe der Anbetung machen, d. h. die Hand an den Mund legen. — Als Cortez nach Mexiko kam, empfing ihn die Götzen des Landes in der Weise, daß sie zuerst bei den Händen berührten und dann die Hände küssen. Im gesellschaftlichen Leben hat dann wohl der Handkuß seine ehrwürdige Bedeutung verloren, aber er gilt doch auch heute noch vielfach für eine Ehrfurchtsbezeugung. Man küßt zwar heute seinen Sonnen nicht mehr ohne Unterlaß die Hände, wie dies der Prediger Salomo den Schmiedelern und Strebern seiner Zeit zum Vorwurf machte; aber ein geistlicher Mann wird auch dann, wenn er bereits selbst in ein ehrwürdiges Alter hinaufgerückt ist, gern den Damen seines Bekanntheitskreises die Hand küssen. Ein richtiger Liebhaber ist jedenfalls ohne das Bedürfnis, der Geliebten immer wieder die süße Hand zu küssen, nicht denkbar; und es wird kein weidliches Wesen geben, das nicht gern todesmüthig allen Gefahren der Basillennanmie trotze, um entwerder Handküsse der Liebe oder der Ehrfurcht zu empfangen von Jedem, den sie sich nahe kommen läßt.

Auch wir Männer wollen uns deshalb den Handkuß nicht verketen lassen. Wir haben allzumal Bazillen — wir müssen uns schon mit ihnen abfinden, ohne gleich zitternd zum Arzt zu laufen, wenn wir mal einen Bazillen an uns entladen. Ein Dugend mehr oder weniger — was will's besagen! Eine schöne Frauenhand aber darf nicht ungeküßt bleiben, selbst wenn sich die Bazillen auf ihr zu Tausenden wohl sein ließen. Schlimmsten Falls stirbt man eben — und wer stirbt nicht gern für die Dame, der er die Hand küssen darf! Ich hab's wenigstens mal in einem lyrischen Gedicht gelesen.

Der Brief.

„Lisa, ich hatte geglaubt, du seiest schon längst fertig! Es ist die höchste Zeit, ins Theater zu fahren, und du bist noch nicht einmal fertig!“

„Aber, Mitja, siehst du nicht, daß ich zu thun habe?“

„Was hast du zu thun?“

„Na, das siehst du doch. Ich schreibe einen Brief.“

„Was fällt dir ein! Gerade vor einem Theaterbesuch einen Brief zu schreiben! Warum machst du nicht lieber Toilette?“

„Weil es von Wichtigkeit ist, daß dieser Brief sofort abgeht, und mir das erst jetzt eingefallen ist. Den ganzen Tag habe ich das Gefühl gehabt, daß ich etwas sehr Wichtiges thun mußte. Aber was? Keine Ahnung. Jetzt erst fiel es mir ein, daß es der Brief an die Schneiderin wegen meines neuen Kleides war. Zum Glück, daß ich mir zeitig genug dessen erinnert habe! Apropos, kannst du mir sagen, wie ich es mit der Adresse machen soll?“

„Wie du es mit der Adresse machen sollst? Darüber ist nicht viel zu sagen. Du schreibst ihren Vor- und Zunamen und damit fertig.“

als das Theater! Aber wie soll ich schreiben, „Hochwohlgeboren“ oder nicht?“

„Aber Kind, wie soll ich das wissen! Ich habe bisher nie mit einer Schneiderin correspondirt.“

„Na, na! Verstell' dich nicht. Ich glaube, was ich will. Ihr Männer seid alle — besonders vor der Ehe. Denst du, daß ich nicht weiß, wie du als Junggefelle . . .“

„Lisa, wir kommen bestimmt zu spät, wenn du mir eine Szene machen willst. Beendige lieber deinen Brief. Du schreibst ganz einfach auf das Couvert: An Frau so und so.“

„Damit sie sich getränkt fühlt und aus Vercor mein Kleid verberbt, ja? Danke für den guten Rath! Einen besseren hatte ich übrigens nicht von dir erwartet!“

„Du bist heute fraglos etwas nervös. Es ist ganz einfach unmöglich, vernünftig mit dir zu sprechen!“

„Ja, soll man nicht nervös werden, wenn man gewohnen ist, über so einen netten netten Brief zu fiken, wo die Minuten tollbar sind?“

„Na, so mache doch der Sache ein Ende und sende den Brief so schnell wie möglich ab.“

„Ach, mein Gott!“

„Was ist denn nun?“

„Ich habe ja die Adresse vergessen. Ich weiß, daß sie an der Rubensstraße 14 — Straße in einem rothen Hause wohnt, aber welche Nummer?“

„Der Briefträger wird es schon finden. Sie hat doch ein Schild!“

„Wie dumm du bist! Glaubst du, daß ihr Name auf einem Schilde steht? Welche bessere Schneiderin wird überhaupt ihren Namen auf ein Schild setzen? Und so einer rümt sich noch seiner Bekanntheitschaft mit Schneiderinnen, die er vor seiner Heirat gehabt hat.“

„Ist mir nie eingefallen. Das greiffst du aus der Luft.“

„Na, na, ich bitte sehr, du bist wohl so ungeschuldig wie ein neugeborenes Kind.“

„Lisa, sollen wir heute ins Theater fahren oder nicht?“

„Und mein Brief? Die Schneiderin heißt Petrova, aber auf ihrem Schilde steht: Madame Seraphine.“

„Also adressire an Madame Seraphine.“

„Damit der Brief verloren geht, ja! Bistest du dir wirklich ein, daß unsere Briefträger Französisch lesen können?“

„Weißt du was? Da du den Brief nicht abschicken kannst, so fahre morgen selbst zur Schneiderin und sprich mit ihr.“

„Und alle die Mühe und Arbeit, die ich mit dem Brief gehabt habe, soll umsonst gewesen sein. Du willst dich wohl auf meine Rollen lustig machen? Und schließlich — warum soll ich das Geld für eine Drohsche wegwerfen, wenn man die Post benutzen kann?“



Antwärtliches Sehen.

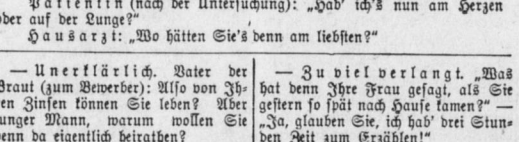
„Lisa (deren Verehrer von der Mutter zu Tisch geladen war): „Meinst Du, Mama, daß er sich heute erklären wird?“
Mutter: „Ganz sicher — er hat ja gegessen, als ob er bereits zur Familie gehörte!“

— T o s t. Pantoffelheld (zu seiner Frau, die eben eine Tasse zerbrochen hat): „Sei nur froh, Frauchen, daß ich es nicht war, sonst müßtest Du Dich wieder fürchterlich ärgern.“

— E i n F l e i s i g e r. Dichterling: Was bin ich doch für ein fleißiger Poet! — Ich mag meine Wurst eintausen, bei welchem Metzger ich will, überall wird sie in Gebichte von mir eingewickelt.“

— K a s e r n e n h o f s b l ü t h e. — Unteroffizier: „Sie Einjähriger Dr. Gröbler, schau'n Sie nicht so trübselig drein! In Reih und Glied wird nicht auf Patienten gewartet!“

— F ü r s p r a c h e. Leutnant: „Hör, bin ich doch für ein fleißiger Poet! — Ich mag meine Wurst eintausen, bei welchem Metzger ich will, überall wird sie in Gebichte von mir eingewickelt.“



Ein freundschaftlicher Arzt.

Patientin (nach der Untersuchung): „Sag' ich's nun am Herzen oder der Lunge?“
Hausarzt: „Wo hätten Sie's denn am liebsten?“

— U n e r k l ä r l i c h. Vater der Braut (zum Bewerber): Also von Ihren Zinsen können Sie leben? Aber — junger Mann, warum wollen Sie denn da eigentlich heirathen?“

— D i e S c h u l d i g e n. Mann: „Also, das Modeschick, in dem Du zu taufen pflegst, befindet sich im Concurs?“ Frau: „Ja, wegen schlechten Geschäftsganges; wie viele Menschen mögen da wieder ihr Geld verlieren, (mit erhobener Stimme) und wer ist daran schuld? . . . Die Gemannen, die ihre Frauen nicht taufen wollten!“

— Z u v i e l v e r l a n g t. Was hat denn Ihre Frau gesagt, als Sie gestern so spät nach Hause kamen?“

— E i n e g u t e P a r t i e. Mutter (zur Tochter, nachdem der Gerichtsvollzieher eben fortgegangen): „Du mußt gegen den jungen Beamten freundschaftlich sein! Er ist noch ledig und wäre für Dich eine gute Partie. Sein Einkommen ist sicher ein sehr schönes! . . . Den' nur, was er allein schon an uns verdient hat!“

— S c h a r f e K r i t i k. „Sagen Sie mir, was ist denn der Herr Inspektor für ein Mensch?“ — „Das Feinste an ihm ist noch sein Gehör, obwohl er schwerhörig ist!“

— I n t e r e s s a n t e F r a g e. Reisender (ein verwöhnter Rörgler): „Ei — in Spitzbergen waren Sie gar schön, Herr Doktor! Sagen Sie, — daß — bekommt man denn dort auch die Teller ordentlich gewärmt?“



Aus der Sommerfrische.

„Aber, Herr Wirth, da schwimmen zwei todtel Fliegen in der Suppe!“
„O mein gnä' Herr, sterben müssen wir alle!“